

In seinem Film „300“ (2007), einer martialischen Darstellung der Schlacht bei den Thermopylen, zieht Regisseur Zack Snyder alle Register wilden Krieger­tums. Wissen­schaf­tler sehen es nüchterner: Griechenland wuchs vielfach eher friedlich zusammen.



Der Althistoriker Hans-Joachim Gehrke über die heikle Existenz in der hellenischen Polis, Odysseus als Scheich und das Fortleben der Kulturnation Griechenland

„EIN GROSSES SPIEL“

SPIEGEL: Herr Professor Gehrke, kaum eine Woche vergeht, ohne dass die alten Griechen Schlagzeilen machen: Filme, Theater, Archäologiedebatten, Ausstellungen – keine Zivilisation der Weltgeschichte ist im öffentlichen Kulturbewusstsein präsenter. Was macht die griechische Antike so dauerhaft aktuell?

Gehrke: Unsere europäisch-westliche Kultur pflegt eine ganz besondere Verbindung zur griechischen. Seit alters haben die Europäer sich immer wieder an der Kunst und Literatur der Griechen gemessen. Eine der wichtigsten dieser vielen, oft sehr bewussten Rückwendungen war die Renaissance: Byzantinische Griechen bringen in der Zeit des Humanismus zum Beispiel Originaltexte des Aristoteles nach Italien, die dort zuvor nur in lateinischer Übersetzung, teils über das Arabische, bekannt waren. So hat sich die griechische Prägung der europäischen Identität verstärkt, indem man ihr immer wieder neu und anders auf den Grund ging.

SPIEGEL: In kultureller Hinsicht wird niemand die lange Tradition wiederholter Spiegelungen leugnen. Aber aus der Geschichte des antiken Hellas ließen sich doch keine handfesten Lehren ziehen?

Gehrke: Nein; politisch waren die Griechen ja gescheitert. Trotzdem kommt seit etwa 1780, im Neuhumanismus und Historismus, auch diese Seite in den

Blick. Es heißt ja oft, Griechenland sei das Mutterland der Demokratie. Wer das behauptet, der unterschlägt, dass sich die Väter der Verfassungen, von den britischen Staatstheoretikern über die USA bis zum revolutionären Frankreich, mit der attischen Demokratie gerade kritisch auseinandergesetzt haben. Wie bleibt die Masse beherrschbar? So lautete ihre Frage.

SPIEGEL: Die geistigen Väter der heutigen Demokratie lernten also von den Griechen eher, wie man es nicht machen soll?

Gehrke: Auf jeden Fall in dem Sinn, dass ein zu geringes Maß an Gemeinsinn und Kompromissbereitschaft in die Katastrophe führt. Schon Jacob Burckhardt und Friedrich Nietzsche haben den Griechen unübertrefflich diese Diagnose gestellt. Gegen den „inwendigen Explosivstoff“, wie Nietzsche sagte, konnten nur Gesetze und Institutionen helfen.

SPIEGEL: Heißt das am Ende: Die attische Demokratie ist als solche gar kein Vorbild?

Gehrke: Stellen Sie sich mal vor, wie es damals konkret aussah: Nur etwa 17 Prozent der Männer entscheiden – könnte das heute jemand gerecht finden? Darf eine Demokratie als aggressive imperialistische Macht auftreten, die Feinde ausröten lässt, wie Athen es immer wieder getan hat? Umgekehrt wäre kein antiker Athener auf die Idee gekommen, unser System als Demokratie zu bezeichnen. Die Macht an Abgeordnete delegieren, das ist doch Oligarchie! Man muss selbst da sein.



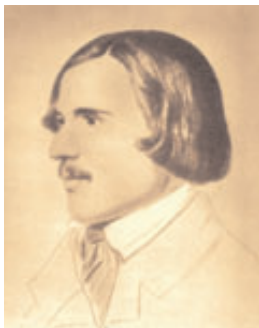
Hans-Joachim Gehrke

ist Professor für Alte Geschichte in Freiburg und seit März Präsident des Deutschen Archäologischen Instituts. Mit seiner „Kleinen Geschichte der Antike“ (zuerst 1999) hat der vielseitige Wissenschaftsorganisator, 62, Maßstäbe gesetzt.



BASIS UND ÜBERBAU

Ohne die Arbeitskraft von Sklaven, für die es reguläre Märkte gab, wären die Errungenschaften der griechischen Kultur politisch wie intellektuell undenkbar gewesen.



JACOB BURCKHARDT

In seiner materialreichen „Griechischen Kulturgeschichte“ zeichnete der Basler Historiker (1818 bis 1897) eine Antike, in der die Kunstharmone dem kurzen, grausamen Leben abgerungen war.

SPIEGEL: Wenn es schon mit der Demokratie so schwierig wird – taugt Griechenland wenigstens noch als ästhetisches Vorbild? Ist für die Wissenschaft irgendetwas übrig vom Kultur- und Schönheitsideal, wie es einst die deutsche Klassik mit dem Blick auf Griechenland verkündete?

Gehrke: Erst einmal erkennen wir in dieser Epoche des Klassizismus eine der erwähnten Rückwendungen, einen weiteren kräftigen Schluck aus der Pulle „Original Hellas“ sozusagen. Es ist aber auch sicher mehr als Zufall, Willkür oder Ideologie, dass sich gerade die Deutschen so auf Griechenland bezogen – von Winckelmanns Kunstideal der „edlen Einfalt und stillen Größe“ bis zur Behauptung einer besonderen geistigen und sprachlichen Nähe, wie noch Martin Heidegger sie aufstellt. Das kann man tatsächlich mit ziemlich eigenartigen grammatischen Parallelen begründen: Philosophenausdrücke wie „Das An-und-für-sich-Sein“ sind im Griechischen und Deutschen möglich, aber kaum sonst.

SPIEGEL: Deutsche um 1800 sahen im Problem der fehlenden politischen Einheit wohl die wichtigere Vergleichsgröße.

Gehrke: Durchaus. Mögen die Ähnlichkeiten auch ihre Tücken haben: Im grotesk zersplitterten deutschen Reich existierte eine Kulturnation, wie man sie bei den Hellenen vorgebildet sehen konnte. Die waren ja eigentlich während der gesamten Antike nie im politischen Sinne national vereinigt. Griechische Identität bestand aus Dichtung und Kult – eine sehr ästhetische Identität.

SPIEGEL: So weit, so nüchtern-analytisch. Schwingt Ihr Herz bei der Sache gar nicht mit?

Gehrke: Weshalb denn nicht? Auf dem Gymnasium erscheinen die Griechen zuerst als privilegierte Kultur, deren Sprache und Denken bleibende Bildungs-

werte darstellen. Beschäftigt man sich weiter als Historiker mit ihnen, dann bringt man den Rest des Lebens damit zu, auf Distanz zu gehen und die humanistischen Maßstäbe in Frage zu stellen – ohne sie dabei ganz abzustoßen. Wir können doch nicht verleugnen, wie stark die Griechen Teil unserer Kultur sind. Nehmen Sie die Naturwissenschaften: Etwas vom Markigsten über Grundlagenforschung, das noch heute jeder Kernphysiker unterschreiben würde, steht am Anfang der „Metaphysik“ des Aristoteles. Das ist nur ein Beispiel. Ich will damit sagen: Nähe und Distanz sollten in fruchtbare Spannung zueinander treten. Einer meiner Schüler hat mich mal augenzwinkernd einen Posthumanisten genannt. Das trifft es, finde ich.

SPIEGEL: Wie kann der Posthumanist denn erklären, dass aus den, wie Sie schreiben, „kantonal“ verstreuten Bewohnern einer Gebirgs- und Inselregion plötzlich die Hellenen wurden?

Gehrke: Es ging nicht plötzlich; es muss Jahrhunderte gedauert haben. Da wächst im regen Miteinander der vielen kleinen Tal-, Küsten- und Inselsiedlungen etwas zusammen, das wir zuerst aus den homerischen Epen kennenlernen: Man betet zu den gleichen Göttern, spricht eine ähnliche Sprache und beruft sich auf dieselben Vorfahren. Überregionale Kult-feste, zum Beispiel die für Apollon in Delphi oder auf dem Mini-Eiland Delos, spielten eine große Rolle. Dabei fanden sportliche und künstlerische Wettkämpfe statt, wo sich der Ehrgeiz der Eliten auf friedliche Art austoben konnte. „Ilias“, „Odyssee“ und andere Dichtungen, die man dort zu hören bekam, sind schon Teil dieses großen Spiels um das Wir-Gefühl der Hellenen – denken Sie nur an die langen Namenskataloge in diesen Werken, die allen signalisierten, wo wer herkam.

SPIEGEL: Man darf nicht vergessen, dass Götter, Kulte und auch die Schrift aus Vorderasien kamen. Haben sich die Griechen in der Selbstfindung gewissermaßen von ihren Wurzeln gelöst?

Gehrke: Das ist tatsächlich eine sehr wichtige Frage. Die Griechen selbst erkannten orientalische Vorbilder ganz selbstverständlich an; das Unterscheidungswort „Barbar“ bedeutete keine Abwertung. Ägypter und Perser wurden ihrer alten, edlen Kultur wegen bewundert. Das romantische Griechenbild des aufstrebenden deutschen Nationalismus klammerte den Orient leider großenteils aus. Erst in den vergangenen drei Jahrzehnten hat sich in der Forschung der Blick nahezu komplett gedreht. Wir diskutieren eigentlich nur noch, wie weit es geht: Stellen die Griechen letztlich bloß eine Sonderform der ostmediterranen Gesamtkultur dar?

SPIEGEL: Was antworten Sie?

Gehrke: Von einer großen Völkermischung zu sprechen erklärt eigentlich nichts. Es gibt schon wesentliche Unterschiede. Zwar hatten auch die Phöniker Stadtstaaten wie Karthago, das bei den Griechen übrigens wegen seiner aristokratischen Verfassung Respekt genoss. Dennoch bleibt die griechische Polis, wo etwa die Gesetze immer öffentlich auf Inschriften nachzulesen waren, in ihrer Selbstorganisation etwas Besonderes: Eine selbstsichere Gemeinschaft, deren Machtanspruch bis hin zur Entscheidung über Leben und Tod reichte. In den homerischen Epen ist davon noch nichts zu finden – Agamemnon heißt zwar König, kann aber nicht einfach befehlen. Man muss sich seine Stellung, auch die des Odysseus, wohl eher wie die eines Bürgermeisters oder Scheichs inmitten freier, stolzer Krieger denken.

SPIEGEL: Staat machen bedeutete also für die Griechen von früh an die allzeit heikle Balance zwischen Solidarität und Durchsetzungskraft. Wo kommt da noch die Energie zur Gründung von Kolonien her?

Gehrke: Schon die Frage ist das Problem: Gründet die Gemeinschaft Kolonien? Später erklärten es die Griechen so; für Syrakus, das schon sehr früh von Korinth aus gegründet wurde, mag das auch zutreffen. Aber im Wesentlichen müssen wir zunächst an Aktionen von Einzelnen oder von Gruppen denken. Kolonisation ist also ein unglücklicher Deckelbegriff für viele sehr verschiedene Einzelfälle. Planstädte mit Straßenzügen im Schachbrettmuster wie Selinunt auf Sizilien entstanden jedenfalls erst später. Wer solche Entwürfe machte und auch ausführte, möchte ich selbst noch besser erforschen. Es kann ja wohl kein Zufall sein, dass um diese Zeit ein Grieche die erste Weltkarte gezeichnet hat, also Geometrie zur Geografie ausweitete – da war in den Köpfen eine Menge passiert.

SPIEGEL: Begünstigte das Leben in der Polis die Entstehung von Kunst und Philosophie?

Gehrke: Der große Jacob Burckhardt war skeptisch – ich glaube es aber schon. Es gab beispielsweise keinen Herrscher, der zugleich religiöses Oberhaupt war, es gab keine Priesterkaste, schon gar keine Inquisition; solch offene Strukturen ließen der schöpferischen Phantasie viel Raum. Sokrates, Platon und die Dramatiker waren ja wohl kaum der Polis zum Trotz tätig.

SPIEGEL: Gewöhnlich zählen diese Berühmtheiten schon zur sogenannten klassischen Epoche, die man mit den Perserkriegen beginnen lässt. Halten Sie diese Markierung weiterhin für sinnvoll?

Gehrke: Das Wort Klassik ist aus der Kunst- und Literaturgeschichte geborgt. Mit gutem Grund: Die Athener selbst haben schon im vierten Jahrhundert diese wenigen Jahrzehnte als unüberbietbare Glanzzeit ihres Kulturlebens betrachtet. Aber auch politisch zeigt sich eine Trennlinie. Der Angriff der Perser verschiebt alle Gewichte – und das genau zu der Zeit, als es in Griechenland nirgendwo mehr eine Tyrannis, eine Alleinherrschaft gibt. Insofern darf man beim Begriff der Klassik bleiben: Die Polis hatte sich gerade endgültig durchgesetzt.

SPIEGEL: Ein historischer Zufall?

Gehrke: Keineswegs. Tyrannen, so geschickt sie es anstellten, hatten es im Land der freien Griechen immer schwer gehabt. Und dann lieferte der damals modernste Gemeinschaftsstaat ein Vorbild: Sparta. Zwei institutionell eingebundene Könige mit Priesterpflichten und Militärhoheit, ansonsten Selbstorganisation – es war ein strenges Kollektivregime, aber sehr erfolgreich. Die Spartaner mochten keine Tyrannen und halfen anderswo mit, sie zu beseitigen.

SPIEGEL: In den Schulbüchern bildet Sparta, die karnierte Gesellschaft, immer das Gegenmodell zu Athen.

Nahe, inmitten der Menschen, sind die Unsterblichen und achten auf alle, die das Auge der Götter nicht scheuen und einander mit krummen Bescheiden misshandeln.

HESIOD (um 700 v. Chr.)
in seiner Weisheitsdichtung
„Werke und Tage“



Gehrke: Dahin entwickelte es sich. Aber ursprünglich waren beides Varianten derselben Form des Zwangsstaates namens Polis.

SPIEGEL: Hören wir richtig: Zwangsstaat?

Gehrke: Allerdings. Mal abgesehen davon, dass jeder Staat eine Zwangsanstalt ist: Bürger einer Polis war man nicht so nebenbei. Wehrpflicht, Volksversammlung – dauernd war man gefordert. Wenn ein böser Nachbar einen verklagte, musste man sich verteidigen, das war nicht jedermanns Sache. Wer für religiösen Frevel verurteilt wurde, musste unter Umständen den Schierlingsbecher trinken wie Sokrates oder unter Verlust seines Vermögens ins Ausland gehen. Prozesse gab es unentwegt. Das Leben in einer Polis war keineswegs gemütlich ...

SPIEGEL: ... erst recht nicht für die Sklaven, auf deren Arbeitskraft das System beruhte.

Gehrke: Das ist die Nachtseite des Ganzen, man darf es nie vergessen. Wir lesen heute die Texte einer Elite. Zweckfreie Forschung und Philosophie, Sport, Drama, Kunst und Literatur waren die Produkte von

IDENTITÄT IM KAMPF

Sagen-Erzählungen wie der Sieg der Griechen über die kriegerischen Amazonen trugen wesentlich dazu bei, das hellenische Selbstgefühl zu stärken.

Marmorflies aus dem früheren Halikarnassos, heute im Britischen Museum in London

Schöne Worte

Für ihre Rhetorik waren die Hellenen rund um das Mittelmeer berühmt und berüchtigt. In Athen, wo das glanzvolle Bürgerdasein mit erheblichen finanziellen Opfern und einer Flut von Prozessen erkaufte war, gab man den Krassheiten des Daseins besonders schonungsvolle Bezeichnungen: Huren hießen „Freundinnen“, Abgaben „Zuschüsse“, das Gefängnis wurde zur „Wohnung“. Zur Zeit des Philosophen Aristoteles galten dann Räuber gar als „Erwerbende“.

Freizeit-Existenzen. Sicher wirkten viele dieser kulturellen Errungenschaften weit über die Elite hinaus. Aber selbst der kleine Bauer mit zwei Sklaven – samt Frau und Kindern, die auch arbeiten – ist ein Privilegierter.

SPIEGEL: Aber ausnahmslos Geknechtete waren die Sklaven doch auch wieder nicht?

Gehrke: Nein. Man kann sich die Unterschiede kaum krass genug vorstellen: Da gab es die hochgeehrte Amme des Stammhalters oder den gewitzten Kumpan, der ein Komödientyp wird und als pffiffiger Diener bis über Grillparzer hinaus weiterlebt: Solche Sklaven zählten zur Familie, zur Hausgemeinschaft. Sklaven konnten Professor sein. Aber es gab eben auch die florierende Prostitution, und es gab die Staatsbergwerke von Sunion oder Laurion, wo kleine Kinder rücksichtslos in die engsten Stollen geschickt wurden.

SPIEGEL: Zum Leidwesen von Marxisten ist kein Aufstand dieser Unterdrückten bekannt, der die klassische Zeit beendet hätte. Dafür haben Historiker viele Gründe vorgebracht, weshalb es zum Niedergang kam, allen voran den Machtehrgeiz einzelner Stadtstaaten. Was sagen Sie?

Gehrke: Ich kann es auch nicht besser analysieren als Thukydides: Die ungezügelte Rivalität – sozusagen das ins Maßlose übersteigerte Wettkampfprinzip –

SPIEGEL: Die Demokratie wurde also erst durch Philipp und Alexander beendet?

Gehrke: Nein, nicht einmal von deren Nachfolgern. Das Selbstbewusstsein der Polis wurde, so sehen es heute viele meiner Kollegen, nie wirklich gebrochen. Nach Alexanders Tod, in der Zeit des Hellenismus, behielten die Stadtstaaten ihre Lebenskraft.

SPIEGEL: Johann Gustav Droysen, der diesen Epochenbegriff überhaupt erst prägte, hat den Hellenismus sogar „die moderne Zeit des Altertums“ genannt. Aber was heißt das – falls es denn stimmt?

Gehrke: Droysen wollte die Epoche vom üblen Ruf der Dekadenz befreien, er dachte als frommer Protestant auch an die Überwindung des Heidentums. Aber ich würde an dem Wort auch aus heutiger Sicht festhalten: Spezialisierung in den Wissenschaften, große Fortschritte in der Medizin, eine neue spielerische Qualität der Literatur, die Ästhetik des Hässlichen in der Kunst, dazu der faszinierend intensive Kulturaustausch, zum Beispiel zwischen Juden und Griechen – all das lässt sich mit Recht als modern bezeichnen.

SPIEGEL: Kulturelle Vielfalt als Trost für politische Ohnmacht?

Gehrke: Nicht so hastig. Die Polis, mag es auch paradox klingen, erwies sich, nachdem sie ihren außenpolitischen Spielraum eingebüßt hatte, als Erfolgsmodell. Im Machtpoker der Monarchien, die auf Alexander folgten, spielten die Stadtstaaten kaum je mit, aber für sich selbst blieben sie funktionierende Einheiten, und das kam den jeweiligen Königen zugute. Sie gründeten sogar neue Poleis und verliehen ihnen Stadtfreiheiten; ich finde, da ist geradezu eine Symbiose zu beobachten. Zugespielt gesagt: Der Hellenismus war eine Blütezeit der Polis.

SPIEGEL: Woran soll das zu erkennen sein?

Gehrke: Das Bild, das wir uns heute von einer griechischen Stadt machen, ist das der hellenistischen Polis. Säulenhallen, geschlossene Platzanlagen, Theater, Stadien – überall entstanden neue Bautypen. Die Polis monumentalisierte sich, das ist doch kein Zeichen von Niedergang. Über die römische Civitas ist die sich selbst organisierende Stadt dann ein wichtiger Teil der politischen Tradition Europas geworden.

SPIEGEL: Ein Gelehrter in Alexandria, ein Bauer auf Korfu, ein Töpfer in Syrakus und ein Importeur in Paestum – fühlten die sich alle als Griechen?

Gehrke: Selbstverständlich. Wer griechisch gebildet war, galt als Grieche, ganz gleich, ob er von Haus aus Sikaner oder Syrer war. Im Markus-Evangelium wird einmal eine „Griechin aus Syrophönizien“ erwähnt ...

SPIEGEL: ... es klingt wie „Deutschtürke“ oder „Palästinenser mit israelischem Pass“.

Gehrke: Aber hier ist der Pass die Kultur. Man könnte wirklich von einer Leitkultur sprechen, die dann über Jahrtausende ihre Vorbildrolle bewahrt hat.

SPIEGEL: Kann das vereinigte Europa nach den vielen Rückschlägen der vergangenen Jahrhunderte von solchen Bindekräften weiterhin lernen?

Gehrke: Mit Sicherheit. Einheit und Vielfalt zu verbinden, diese Quadratur des Kreises war in der Antike die Aufgabe und bleibt es weiterhin – politisch und erst recht kulturell.

SPIEGEL: Herr Professor Gehrke, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

**DER ERDKREIS**

Als Landmasse inmitten des Weltozeans erschien den hellenischen Geografen lange Zeit die bewohnte Erde – hier das Weltbild des Historikers Herodot (um 450 v. Chr.) in einer Rekonstruktion von 1867.

machte selbst vor Brudermord keinen Halt mehr. Hellas war vergessen, sobald es um die Interessen von Athen, Sparta, Korinth, Theben oder Megara ging. Wenn Sie nachlesen, was Athen in derselben Zeit, wo es seine Akropolis prächtig ausbaute, immer wieder an Kriegen geführt hat, kann einem schlecht werden. Es war, in kleinem Maßstab, ein fataler Griff nach der Weltmacht. 150 Jahre lang machten die Griechen, man kann es kaum anders sagen, einander fertig, bis die Makedonen das traurige Schauspiel beendeten.

SPIEGEL: Offenbar hatten auch Staatenbünde keine befriedende Wirkung. Warum?

Gehrke: Weil sie im Grunde immer Machtinstrumente einer Polis blieben – etwa so, als wenn in der Nato sämtliche Befehle aus den USA kämen. Versuche, echte Bundesstaaten zu gründen, gab es im größeren Stil erst im Hellenismus, das haben die amerikanischen Verfassungsväter sogar studiert. Aber auch diese Bünde scheiterten an Großmachtträumen.